

Täter-Opfer-Verkehrung, die Schlosser als ein Merkmal der nationalsozialistischen Sprache herausstellt (S. 255), hat Kraus eine treffende Wendung gefunden: Schon zur Zeit des Ersten Weltkriegs fasste er diese Verkehrung als einen Wesenszug der »verfolgenden Unschuld«.

Unfreiwillig liefert Schlosser an anderer Stelle ein Beispiel für das Fortwirken des Nationalsozialismus im postnazistischen Deutschland, wenn er versucht, im Klassenbegriff genau den Gehalt zu tilgen, dem auch der Nationalsozialismus den Kampf angesagt hatte. Anders als im Nationalsozialismus, wo, wie Schlosser selber erwähnt, das Deutsche Sprachpflegeamt ein Verbot des Klassenbegriffes erlassen hatte (S. 61), geschieht dies im Postnazismus unscheinbar durch Nivellierung des Bedeutungsgehalts, durch Gleichsetzung des Klassenbegriffs mit dem der Schicht (S. 359).

Jérôme Seeburger
Leipzig

Konstruktive Wege aus der Vergangenheit



**Marie-Luise Kindler, Luise Krebs,
Iris Wachsmuth, Silke Birgitta
Gahleitner (Hrsg.)**

»Das ist einfach unsere Geschichte«.
*Lebenswege der »zweiten Generation«
nach dem Nationalsozialismus*
Gießen: Psychosozial-Verlag, 2013,
202 S., € 24,90

Die Generation, die den Zweiten Weltkrieg erlebt hat, stirbt allmählich, und mit dem Verschwinden der Zeitzeugen stellt sich immer dringlicher die Frage, wie die Erinnerung an die Opfer der Nationalsozialisten und deren Verbrechen weitergegeben und bewahrt werden kann.¹ Die zweite Generation, die nach 1945 Geborenen, werden jetzt zu Rentnern und haben deshalb zeit- und lebensgeschichtlich die Chance, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Doch nutzen sie diese Chance auch, fragen sich die Sozialarbeiterinnen Marie-Luise Kindler und Luise Krebs, die Sozialwissenschaftlerin Iris Wachsmuth

¹ Siehe dazu Aleida Assmanns vorzügliches Buch *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*, München 2013.

und die Klinische Psychologin Silke Birgitta Gahleitner in ihrem Buch, das auf einer Studie der Alice Salomon Hochschule (Berlin) beruht. Darin untersuchen sie den Umgang der zweiten Generation mit der NS-Vergangenheit – es geht um die Kinder von Opfern und Tätern und insbesondere von Mitläufern, die vom NS-System profitierten. Ihr Interesse gilt der vielschichtigen Tradierung von Familiengeschichten vis-à-vis dem kollektiven, öffentlichen Umgang mit Erinnerung, und welche (nachweisliche!) Wechselwirkung zwischen beiden besteht. Sie stellen richtig fest, dass die Forschung zur transgenerationalen Weitergabe des Nationalsozialismus und Holocaust in Deutschland bislang viel zu wenig wahrgenommen und gefördert wird. »Auch in den gegenwärtigen Debatten über Rechts-Extremismus in Deutschland wird die Bedeutung der emotionalen Tradierung von Geschichte kaum benannt« (S. 40, Anm. 6), so die Autorinnen in ihrer kontextualisierenden Einführung, in die sie eine Fülle historischer und psychologischer Ergebnisse einfließen lassen. Sie bemerken, dass die Auswirkungen und Folgeerscheinungen von Traumata auf die familiäre oder auch gesellschaftliche Ebene viel zu wenig Aufmerksamkeit erfahren, »haben sie doch einen hohen Erklärungswert, um gesellschaftliche Prozesse zu verstehen« (S. 61).

Die Autorinnen bringen zehn Fallbeispiele anonymisierter Interviewpartner, die aus ihren Erfahrungen verschiedene Schlüsse für ihre Lebenswege zogen. Ihre Erfahrungen sind überwiegend leidvoll, gezeichnet zum Beispiel von Tabus, Gefühlskälte, Bedürftigkeit, familiären Kontaktabbrüchen, Depression, Angst und sogar Sucht. Eine Gesprächspartnerin hat die belastete Familiengeschichte bearbeitet, in ihre Identität integriert und sich politisch konstruktiv positioniert. Doch wenn sie sagt: »Das ist einfach unsere Geschichte« (S. 159), verrät das Wort »einfach«, wie schwer es ist, über die Vergangenheit zu sprechen. Die Autorinnen kommen zu dem völlig richtigen Schluss, dass es in Deutschland bis heute an biographischer Arbeit und transparenter Kommunikation zwischen den Generationen mangelt. Auch deshalb, so folgern sie weiter, sei die NS-Ideologie noch immer präsent.

Sie betonen, dass es zwischen Opfer- und Täternachkommen zwar viele Gemeinsamkeiten gibt, ihre Erfahrungen jedoch keinesfalls vergleichbar sind – sie zu parallelisieren käme einer Nivellierung gleich. Zu den wichtigsten Gemeinsamkeiten gehört das Schweigen, das jedoch unterschiedlichen Motiven zugrunde liegt: Seitens der Opfer dient es angesichts des Erlittenen dem eigenen Überleben und dem Schutz der Kinder. Das »manifeste« Verschweigen und Verdrängen auf Täterseite bezweckt indes, sich vor Anklage und Zuneigungsverlust zu schützen. Nach Jürgen Müller-Hohagen geschieht dieses Verschweigen »in vollem Bewusstsein«. Die Geschichte werde als »statischer historischer Fakt gesehen – kaum im Zusammenhang mit dem eigenen Leben oder eigenen Gefühlen« (S. 119), so der Dachauer Psychologe.

Den Autorinnen ist beizupflichten, wenn sie es als einen »Luxus« vieler Deutscher bezeichnen, sich mit dem Holocaust nicht auseinanderzusetzen. Das perpetuiere im Übrigen die Dichotomie

zwischen »Wir« und den »Anderen«: »Ohne die Aneignung der »negativen« Familiengeschichte bleiben auch die Erfahrungen der Opferfamilien abstrakt bzw. unverbunden mit der eigenen Geschichte, die meist teilhatte an der Verfügungsgewalt über die definierten Opfergruppen.« (S. 40)

Das Schweigen der Kriegsgeneration sei häufig ein »beredtes Schweigen« gewesen, quasi ein inhaltsloses Hinwegreden über die eigentlichen Fakten, gekennzeichnet unter anderem durch Ausdrucksweisen wie »man« anstelle von »wir« oder »ich«. Die Sprech- und Denktabus, transportiert über das »leere Sprechen«, hätten bei den Nachkommen diffus wirkende Gefühlsräume und Leerstellen hinterlassen, die es mit Phantasien zu füllen galt – das machte den (Groß-)Vater dann rasch zum Widerstandskämpfer, selbst wenn er in Wirklichkeit das Gegenteil gewesen war.

Es bedürfe großer Entscheidungskraft, sagen die Autorinnen, sich der Vergangenheit zu stellen, deshalb sei dies unter den Nachkommen leider die Ausnahme. Die biographische Auseinandersetzung verspreche jedoch einen Selbstversehungs- und Heilungsprozess, mit dem man sich der gegenwärtigen »Macht der Vergangenheit« entledigen könne. Sie fordern deshalb eine Stärkung »der psychosozialen Versorgungslandschaft«, plädieren für Erinnerungswerkstätten und gezielte Altenarbeit, um sich kritisch und konstruktiv der Vergangenheit zu stellen und den bis heute andauernden Zyklus von Gewalt zu durchbrechen.

Alexandra Senfft
Hofstetten (Hagenheim)

Polen in amerikanisch-jüdischer Literatur



Lucyna Aleksandrowicz-Pędich

Memory and Neighborhood: Poles and Poland in Jewish American Fiction after World War Two

Warsaw Studies in Jewish History and Memory, Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang Verlag, 2013, 169 S., € 37,95

Das Vater-und-Sohn-Team Maurice und Norman Messer, Vorstandsvorsitzender bzw. Präsident von »Holocaust Connections, Inc.«, befindet sich auf dem Rückflug von Polen nach Hause, in die USA. Die beiden machen es

sich bequem in der ersten Klasse der polnischen Fluggesellschaft LOT. »They always flew Polish«, erklärt der Erzähler in Tova Reichs Roman *My Holocaust*, »to maintain healthy relations with the government with which they had most of their dealings, and they always flew first class, because to do otherwise would be unseemly for men like themselves, steeped as they were in such nearly mythic tragic history, a history that set them apart from ordinary people and therefore necessitated that they be seated apart«.¹ Dieses symbolische Voneinander-getrennt-Sitzen stehe, schreibt Lucyna Aleksandrowicz-Pędich in der Schlussbetrachtung ihres Buches, für eine allgemeinere Trennung. Polen und Juden werden in der von ihr untersuchten Literatur als zwei getrennte Nationen dargestellt, die die gleichen historischen und geographischen Räume miteinander teilen, aber sonst wenig gemeinsam haben. Polen und Juden kommen nur selten zusammen, und wenn direkte Begegnungen stattfinden, dann handelt es sich in erster Linie um intime Kontakte wie sexuelle Beziehungen zwischen jüdischen Männern und polnischen Frauen, die zum Teil mit stereotypischen Darstellungen über die Schönheit und angebliche verführerische Kraft polnischer Frauen einhergehen.

Die Autorin, Professorin am Department of English Language Cultural and Literary Studies der Warsaw School of Social Sciences and Humanities, hat für ihr Buch insgesamt 70 Werke (vor allem Romane) amerikanisch-jüdischer Literatur ausgewertet. Nur in sechs Texten fanden sich keinerlei Bezüge zu Polen, und nur in zwei Fällen – Susan Sontags *In America* und Bernard Malamuds Kurzgeschichte »The death of me« – handelt es sich bei den Protagonisten um Polen.

Die Zeit vor dem Holocaust und die jahrhundertlange Koexistenz jüdischer und nichtjüdischer Polen in Polen spielt in dem Material kaum eine Rolle. Dominierende Themen sind die Erinnerung an den Holocaust und die Vorstellung von Polen als jüdischem Friedhof. In Reichs *My Holocaust*, an einer Stelle als »absurdist post-Holocaust comic novel« (S. 97), an anderer Stelle als »provocative novel« (S. 104) bezeichnet, fliegt die Romanfigur Arlene nach Polen, obwohl sie beschlossen hatte, niemals einen Fuß auf diesen »huge cemetery called Poland« zu setzen, denn: »it's no place for a live Jew; this back-to-the-shtetl heritage nostalgia trip is obscene; these grand tours of the death camps are grotesque«.² Abgesehen von den Figuren in Reichs Roman reisen die Protagonisten in der Literatur nicht nach Polen. Nur in wenigen Fällen spielen Teile der Handlung in Polen. Aber das ist auch nicht nötig, denn die Romanfiguren haben bestimmte Vorstellungen von Polen – von dem Land, den Menschen, ihrer Kultur und Mentalität. Wie wirkmächtig beispielsweise die Assoziation von Polen als Land des Massenmordes bzw. die Reduktion Polens darauf ist, zeigt eine von der Autorin analysierte Stelle, in der die Romanfigur Maurice Messer im Zusammenhang

¹ Tova Reich, *My Holocaust*, Harper-Collins e-books 2007, S. 4.

² Ebd., S. 24